

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

11.

Die Attade auf das kalte Büfett begann. Lorensen nahm sich Kempens in rührender Weise an. „Nur nicht blöde sein, hier greift man ordentlich zu, Herrmann,“ sagte er und klopfte ihm von dem Beluga-Kaviar gleich zwei große Holzlöffel voll auf das Tellerchen, weil er wußte, daß der Schweigsame trotz aller Mäßigkeit auch einmal gern von solchen Dingen schleckerte, sobald es nichts kostete. Und kaum hatte sich Kempens an einem kleinen Tisch im Nebenraum niedergelassen, als Lorensen auch schon mit anderen schönen Dingen angestürzt kam, worunter sich zwei halbe Hummer befanden, die vorläufig seinem eigenen Geschmack am meisten entsprachen.

Beide saßen allein zusammen und bekümmerten sich bei dieser wichtigen Arbeit wenig um die anderen, vor allem Lorensen nicht, dem die ganze Welt ein großes, verlegtes Puffkuchsei war, sobald er seinen Gaumen kühlen konnte. Er winkte den Diener heran, der leichten Mosel eingießen mußte; und kaum sah er, daß Kempens den Kaviar nicht mehr mochte, so zog er ihn wieder mit sich fort in das große Speisezimmer, wo das lange Tischlein-deck-dich vor dem kostbaren, geschweiften Büfett stand, auf dessen Auslagen das Silber und Zinn in Teller- und Humperform blinkte und glitzerte. Kempens war zaghaft; Lorensen jedoch raunte ihm ermunternd zu: „Laß man hier wird furchtbar gefressen. Er hat's ja dazu. Wer's nicht tut, ist einfach dumm. . . So'n paar halbe Hummer könnten wir uns eigentlich noch mitnehmen. Woll'n mal sehn. . . Du, hier die Gänseleberpastete, das ist so was. . . Furchtbar echt, weißt Du. Und das da, siehst Du, das ist Auerhahn mit Schnepfen garniert. Ich hörte es vorhin. Man zu, man zu! So was bleibt nicht lange.“

Und Kempens, der wie ein großes Kind dabei stand und kaum wußte, wie er den „Garnierten“ recht anpassen sollte, brauchte nur stillzuhalten. Er dudete auch alles, denn der Mund war ihm gehörig wässrig geworden; und unwillkürlich dachte er daran, was wohl Sörgel sagen würde, wenn er sie hier bei dieser Erstürmung erblickte.

Dann fiel ihm die Zeit ein, wo sie manchmal kein Mittagessen hatten, von Kaffee, Brot und einem Stück Speck lebten und dieses farge Mal durch den Glauben an ihre Ideale würzten. Wenn dieser Zustand dann zu lange andauerte, wußte Lorensen, der Schlaue, guten Rat. Sie gingen einfach zu einem Bekannten, der es übrig hatte, und luden sich selbst zum Mittagessen ein, so daß die Hausfrau, eingeschüchtert durch diesen Ueberfall, alles herholte, was man noch vorrätig hatte. Lorensen war in dieser Beziehung nicht tot zu kriegen; er begann mit dem Wunsch nach Pellkartoffeln und fing mit dieser Bescheidenheit das Weibchen, so daß es in seinem Mitleid nicht mehr an den anderen Tag dachte.

Einmal, als sie niemand zu Hause trafen und hungrig „Unter den Linden“ spazieren gingen, begegneten sie einem wohlhabenden Herrn, der Lorensen von Lübeck her kannte. Er wollte gerade speisen gehen, und Lorensen, der die Absicht verriet, das gleiche tun zu wollen, bat um die Erlaubnis, sich ihm anschließen zu dürfen, ganz in der Art eines Mannes, der über ein wohlgespitztes Portemonnaie verfügt. Sie gingen auch alle drei in ein vornehmes Restaurant, wo die beiden alles mit herunterrafen, was das Dreimark-Diner gestattete; tranken auch vom besten Wein, der Lorensen um so redseliger machte, je mehr Kempens sich auswärts, mit Wangen harrend des großen Augenblicks, in dem der Freund diesen dreimal verwickelten Knoten lösen würde. Und Lorensen durchschlug ihn einfach mit einem scharfen Streich, wie weiland Alexander der Große den gordischen, indem er kaltlächelnd zum Schluß sagte, als der große Zahlungs Augenblick unvermeidlich war: „Ach, hören Sie, Herr Soundio, Sie könnten einmal auslegen für uns. Ich habe ganz bergessen, mir Geld einzusteden. . .“ Er suchte in den Taschen und kam dann plötzlich auf etwas anderes zu sprechen: „Wissen Sie, ich möchte mal 'ne Büste von Ihnen machen. Bleiben Sie mal

'n Augenblick sitzen. Sie haben so was. . . ein feines Profil!“

Der Biedere fühlte sich geschmeichelt, lachte und verschlechte alle Sorgen. Und als dann Kempens, der, peinlich berührt, auf einige Minuten den Tisch verlassen hatte, nun wieder zurückkehrte, fand er alles in bester Ordnung. Die Büste, die niemals das Licht der Sonne erblickte, wurde sogar noch mit einer extra feinen Flasche begossen.

Und was Lorensen hier wieder bei Seilke bewies, war eigentlich nur eine Fortsetzung dieser alten, guten Kameradschaft, durch die er seine Besorgtheit um das Wohl des Freundes aufs neue in seiner Art hervorkehrte. Kempens verstand ihn auch; durch solche kleine Züge wollte er seine sonstigen Fehler gut machen, wenn auch abermals auf Kosten anderer. Es war nicht zu ändern: er war und blieb ein prächtiger Kerl, wenn er auch manchmal fünf gerade sein ließ.

Die ganze Gesellschaft hatte sich aufgelöst und dann wieder in kleinen Teilen zusammengefunden. Man aß, trank, schwatzte und kümmerte sich nur um die engste Nachbarschaft. Die Herren erhoben sich zeitweilig und eilten wieder an den Tisch, um die Wünsche der Damen und ihre eigenen zu befriedigen, unter Hilfe der beiden „kalten Feen“, die tellerklappernd und besprechend ihre Dienste verrichteten. Der Diener schwirrte durch die Räume, immer neue Bullen in den Händen; man sah seine Frackhöhe bald nach hier, bald nach dort verschwinden. Die Frau Professor sah nach dem Rechten und tauchte bei dieser und jener Gruppe auf, um es mit niemand zu verderben. Der Geruch von kaltem Braten und saurer Sauce mischte sich mit dem starken Parfüm der Menschen und steigerte den Wärmedunst, der wie die Ablagerung einer verfeinerten, mitten im Gemüß steckenden Gesellschaft durch die Zimmer drang. Unter dem Glühlicht leuchteten die Gesichter, die schlanken Hälse und die Kleider der Damen, bligte der Sägmund und warf zeitweilig Funkenstrahlen scheinbar in die Luft.

Mensdahl hatte sich glücklich mit dem Baron zusammengefunden, natürlich der schönen Frau wegen, bei der er sich am besten einzuführen glaubte, wenn er über seine Kunstliebhaberei spräche. Lorensen hörte deutlich, wie er von seinem „Götter-Park“ erzählte, von dem „Marmor-Gain“, von der „Nymphen-Halle“, von der „Faunette“ und von sonstigem hübschen Unsinn, den sein aufgeregtes Gemüth erklärlich machte. Der Ehemann, der ihn anscheinend nicht ernst nahm, lächelte formwährend überlegen und blöckte kaum vom Teller auf; die zugängliche Frau jedoch war äußerst munter geworden, warf fortwährend lustige Bemerkungen ein und ließ ihr helles Lachen erklingen, sobald ihr ein Biß annehmbar erschien. Dann ging von ihren Augen ein eigentümliches Leuchten aus, das der alte, gewiegte Lebenskünstler wie einen stillen Trost für sich auffing.

„Meine Gnädige, ja eh, was gibt es schöneres als die Frauen und die Kunst,“ gaderte er laut auf. „Das sind, wissen Sie, die beiden Sonnen, ja eh, an denen ich mir stets die Flügel verbrannt habe. Mir immer anjehem gewesen. . . Darauf woll'n wir mal anstoßen, Herr Baron. Sie trinken ja gar nicht. . . doch nicht Abstinenzler? Das bin ich nur zu Hause auf meiner Pilsche, wenn ich für meine Atelierwaisen, knaben sparen muß. Da drüben sitzen auch so ein paar, ja eh, der eine kann was, der andere nicht. Der mit den blonden Locken, das ist 'n heller Kopp, mit 'ner Zukunft. Wollen Sie glauben, meine Gnädigste, der macht noch mal meinen Sarkophag. . . Nach fünfzig Jahren natürlich, so lange will ich die Menschen noch ärgern. Ja wohl, meine Gnädigste, mit Wohltun bringt man auch Nerger ins Haus. Einer gönnt dann dem andern nichts. Denn, sehn Sie, der zweite da, der Löwenbändiger, der kann mich nicht leiden. Das habe ich längst gemerkt, ja eh. Ich bin nun einmal nicht für Wissen-tiere. Uebrigens ist er auch Mädchen für alles. Na, trotzdem. . . Profit!“

Die Aufmerksamkeit der beiden Freunde war ihm nicht entgangen, und so erhob er sein Glas und trank ihnen zu, besonders aber Lorensen, der Kempens zuraunte, solche Dinge nicht krumm zu nehmen.

„Wenn er nur zahlt,“ brummte dieser, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Bibliotheksmann setzte sich zu den beiden und kam mit Rempen wieder auf Hamburg zu sprechen, wobei er allein die Kosten der Unterhaltung trug.

Drüben in der hübschen Ecke am Erker ging das Gespräch flott weiter. „Einen Faun hat mir dieser Lorenzen gemacht, meine Gnädigste, einen Faun . . .!“ meckerte Rensdahl aufs neue, „den müssen Sie mal sehen bei mir. Zoppen Sie doch mal rüber zu mir, Herr Baron, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben. Soll mir eine Ehre sein, Frau Gemahlin und Sie in meinem Lustkulum zu haben, ja eh . . . Etwas für Götter, dieser Nymphen-Don Juan. Sozusagen ein Ueberkomiker, ja eh, ein köstlicher Galgenstrick . . . Bringen Sie Sie mir doch gleich 'n Bild mit, Herr Baron.“

„Das macht er.“ warf sie vergnügt ein. „Sie können auch gleich zwei bekommen. Nicht wahr, Egon? Männchen, tau doch auf. Hörst Du denn nicht? Herr von Rensdahl schwärmt für Deine Bilder, Du willst sie doch immer los sein.“

„Die sind nicht für Epikureer,“ sagte der Baron endlich und als lächelnd weiter.

„Dann stüßen Sie doch eins für meine neue Dorfkirche,“ ermunterte ihn Rensdahl, der sich fortwährend den Kopf darüber zerbrach, wie diese beiden Menschen zusammengekommen sein mochten.

„Ich male nur Landschaften,“ erwiderte der Baron und sah jetzt Rensdahl mit einem Blick an, als wollte er sagen: Du Dummkopf, hast Du das noch nicht gewußt?

Plötzlich mischte sich Köstlin ins Gespräch, ein junger, schwarzbärtiger Bildhauer, der an einem Nebentischchen saß und schon wiederholt seiner Dame Rensdahl für einen großen Spatzvogel erklärt hatte. Er arbeitete in Heißes Atelier und wurde von ihm sehr bevorzugt, konnte aber Lorenzen nicht leiden, weil er merkte, daß dieser hinter Marianne her war, die seine eigenen stillen Träume ausfüllte.

„Der Faun ist ja gar nicht von ihm, Herr Baron, den hat Rempen gemacht. Ich weiß es von einem Modell.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Episoden aus dem Irrenhause.

In zwanglosen Abschnitten soll hier von einer Geistesstätte erzählt werden, die kennen zu lernen zum Glück wenigen Menschen zuteil wird. Verfasser dieses, der viele Jahre in großen Irrenanstalten zugebracht hat, will versuchen, das Leben und Treiben in einer solchen zu schildern, Ernstes sowohl als auch Heiteres, denn auch viel des Letzteren bietet diese traurige Stätte.

### 1. Wie man ins Irrenhaus kommt.

Die sonst im Bureau der Firma St. herrschende Stille ist heute durch ein wirres Hin und Her unterbrochen. Ursache hierzu gibt ein 38 jähriger Angestellter der Firma, ein als pflichtgetreu und fleißig bekannter Kaufmann. Schon seit mehreren Tagen war seinen Kollegen sein unistetes Wesen, seine mitunter besremden Fragen und Antworten aufgefallen. Als nun aber mittags der Kaufmann einem Lehrling Invalidentätmarke zum Frankieren der Briefe gab, sowie eine Depesche, auf der er ein vergoldetes Automobil bestellte, holte man einen Arzt, der die Ueberführung in die Heilanstalt verordnete. Einer solchen konnte der Kranke nur durch einen Trick zugeführt werden. Man redete ihm ein, daß ein Verwandter von ihm berunglückt und ins Krankenhaus gebracht sei und ihn dringend zu sprechen wünsche. Erst in der Heilanstalt merkte der Kaufmann die Täuschung und konnte nur durch die Ueberredungskunst der Ärzte beruhigt werden.

Vor dem Schlosse geht ein Mann auf und ab. Plötzlich klingelt er am Schloßtor und erwidert dem ihm öffnenden Soldaten auf die Frage, was er wünsche: „Ich bin Prinz Karl und von Seiner königlichen Hoheit zu einer Audienz befohlen.“ Der Soldat führt den Geisteskranken — denn ein solcher ist es — in die Wachtstube und holt einen Schutzmännchen, und aus der fürstlichen Audienz im Schlosse wird ein ärztliches Verhör auf der Polizeiwache. In wenigen Minuten hat der Psychikus amtstatteflich die Unterbringung des Mannes in die Heilanstalt angeordnet. Der Polizeitelegraph meldet der Anstalt: „Der geisteskranke Mann wird abgeholt.“ Nach einigen Stunden kommen dann zwei Irrenpfleger auf die Polizeiwache und fahren mit dem Kranken per Droschke der Anstalt zu.

Die Polizei ersucht um Abholung eines geisteskranken Mädchens von 18 Jahren, das sich auf der Straße sehr auffällig benommen hat. Sowohl auf der Polizeiwache und während der Droschkenfahrt, als auch bei der Ankunft in der Anstalt spricht das Mädchen kein Wort. Der Aufforderung einer Pflegerin, in den Aufnahmehaberaum zu gehen, kommt die Kranke willig, aber schweigend nach. Eben will sie in die Badewanne steigen, da — ein Entsetzen der

Pflegerin, Hilferufen, Entfliehen! Das Mädchen war ein — Mann! Der junge Bursche hatte, wie er nachher dem Arzt erzählte, nur aus Scherz Frauenkleider nebst Perücke angelegt.

So spielen sich die Vorgänge ab, die eine Einlieferung in die Irrenanstalt zur Folge haben. Tag für Tag rollen Droschken, Sanitätswagen und Krankenautomobile durch das Anstaltstor; ja selbst „der grüne Wagen“ der Polizei oder Tragkörbe dienen als Transportmittel. Heute bringt ein Vater seinen Sprößling, der die Portokasse seines Lehrherrn für Eintrittsgelder in den „Kino“ verbrauchte, und der Vater glaubte daher, „daß der Junge im Kopfe nicht ganz richtig sei“; morgen liegt auf der Bahre des Krankenswagens ein Lebensmüder, der sich die Pulsader öffnete oder der dem Wasser wieder entrisen wurde, oder ein Trunkenbold, der im Delirium zu Hause alles demolierte; endlich bringt man eine alte Frau, deren Aufnahme aber durch den diensthabenden Arzt verweigert wird, weil der Tod sie auf der Fahrt ereilte; sie wird, weil unbekannt, vorerst dem Leichenschauhause überwiesen.

### 2. Die Einrichtung der Irrenanstalt.

Am Anstaltstor sitzt in seinem Diensthäuschen der „zweite Portier“ und kontrolliert den ein- und ausgehenden Personen- und Wagenverkehr. Jede Aufnahme meldet er dem „Hauptportier“ im Verwaltungsgebäude, der wiederum den tagesdiensthabenden Arzt, einen Registraturbeamten und einen bis zwei Pfleger oder Pflegerinnen ins Aufnahmezimmer bestellt. Der Bureaubeamte stellt die Personalien des neuen Kranken fest, der Arzt den „Aufnahmebefund“; dieser lautet z. B.: „Patient ist total betrunken und nicht vernehmungsfähig“; „Patient hat Angstgefühle, glaubt sich verfolgt und bedroht“; „Patient ist ruhig, zeitlich und örtlich zwar orientiert, macht aber einen dementen Eindruck“; „Patient ist äußerst erregt, nimmt aggressive Haltung an, verlangt sofortige Entlassung, er sei nicht krank!“ usw. Hierauf bringen die Pfleger bezw. Pflegerinnen den Kranken auf das sogenannte „Aufnahmehaus“.

Außer diesem gibt es noch folgende Häuser: Haus für Schwerekranken, meist Unheilbare, verbunden mit einem Pavillon für die in absehbarer Zeit Sterbenden; das Ernterhaus („Spritpavillon“ scherzweise genannt); das „freie Haus“ für gebesserte und demnächst zu entlassende sowie für harmlose und nicht fluchtverdächtige Kranke; endlich das „feste Haus“ für gerichtlich und polizeilich zugeführte, aber fluchtverdächtige und meist gemeingefährliche Kranke. Ueber dieses Haus soll in einem besonderen Abschnitt die Rede sein.

— Im Aufnahmehause unterscheidet man bezüglich der Stationen „ruhige Säle“, Wachsäle, Tobsäle und Zellen. In den ruhigen Sälen sind Leute, die keiner großen Aussicht bedürfen und meist bald auf das freie Haus verlegt werden. Die Wachsäle haben Tag und Nacht starke Bewachung: auf zwei bis drei Kranke kommt ein Pfleger; im Tobsaal fallen auf jeden Patienten ein bis zwei Wärter. Die Zellen werden halbständig kontrolliert. Sie dürfen nie von einem Pfleger allein betreten werden, nur zwei bis vier Wärter dürfen gemeinsam eine belegte Zelle aufschließen und betreten; vorher überzeugt man sich durch das an der Tür befindliche Guckloch, wo der Kranke steht oder liegt und was er treibt.

Ein wohl 10 Meter langer Korridor führt zu den einzelnen Sälen, aus denen zeitweise ein Stimmengewirr dringt, wie aus einer unbeaufsichtigten Schulkasse. In langen Lazarettböden und Hofen laufen einige Gestalten teils jumpyförmig oder lächelnd, teils vor sich hinsprechend oder gestikulierend, zum Teil aber auch unauffällig hin und her. Hier liegt einer auf dem Fußboden, eine Zeitung verkehrt haltend und lesend; dort sitzen einige Kranke, die sich von einem Mitpatienten „dessen neueste patentierte Erfindung, ein verstellbares Notizbuch“ erklären lassen; hier läuft ein Mann um die Ecke und spricht mit einer dort gar nicht vorhandenen Person, während sich am Fenster zwei Schnapsbrüber begrüßen, von denen der eine bereits zum 52. Male, der andere aber „erst“ zum 39. Male aufgenommen wurde, und streiten sich darüber, wer sich draußen länger halten kann.

### 3. Die Wachs- und Tobsäle; die Zellen.

Interessanter als auf dem Korridor, ist es in den Krankensälen. Sehen wir mal in die Betten: Im ersten liegt ein Greis; hilflos wie ein kleines Kind, bedarf er der besonderen Wartung und Pflege; er wird gewaschen, gefüttert, geführt und gestützt; er laßt unverständliche Worte, erkennt seine Angehörigen nicht usw.; Greifenwahn ist seine Krankheit. Das Nebenbett ist ein „Kastenbett“ mit anderthalb Meter hohen gepolsterten Wänden für „bettflüchtige“ Kranke. Eben will jemand neugierig hineinschauen. „Mensch, laß die Pferde in Ruhe,“ schreit es ihm entgegen und ein aufgedunenes, rotes, schweißtriefendes Gesicht taucht am oberen Bettrande auf. Mit stark zitternden Händen wirft der Kranke seine beiden Bettdecken aus dem Bett, und zwar derart, als ob er Pferde damit zudecke. „Weg da vom Wagen,“ brüllt er jetzt. Es ist nämlich ein Kutscher, der im Delirium sein Bett für sein Fuhrwerk hält. An einem anderen Kastenbett halten am Kopfende zwei Pfleger Wache bei einem hartnäckigen Selbstmordkandidaten. Jeder Versuch, sich kopfüber aus dem Bett zu stürzen oder mit dem Kopf gegen die Wand oder mit Gesicht und Armen in ein Fenster zu laufen, wird durch sanfte und schnelle Gewaltgriffe der Wärter verhindert. Ein winterartiges Aufschreien veranlaßt einige Pfleger, dem Bette eines Mannes zuzueilen, der einen heftigen Krampfanfall hat. Bis dieser vorüber ist, muß der Kranke festgehalten werden, weil er sich sonst die Hände zerschlagen würde; aus dem Munde quellen, blutgemischter Schaum wird

abgewischt und nach einigen Minuten ist der Bedauernswerte, völlig ermattet, eingeschlafen.

Ein anderes Bild: Der Tobsaal. Er hat nur hohe Kastenbetten. Kein Bett ist, auch selbst nur eine Sekunde nicht, ohne Aussicht. Mit hochgehobenen gefalteten Händen steht in einem Bette ein junger Mensch und betet laut; er steigt auf den Betttrand; man läßt ihm möglichst seinen Willen. Mit dem Ruf: „Ja, mein Gott, ich komme zu dir!“ will er plötzlich am Fensterbrett hochklettern, er wird aber sofort gewaltsam wieder gebettet und muß oft viele Minuten gehalten werden. Eine lebhafteste Unterhaltung wird in den beiden Nebenbetten gehalten. Der eine Kranke ist „Oberkaiser von Europa“, der andere „Fürst aller Antipodenstaaten“; letzterer steht nach seiner Meinung sogar im Gotthaischen Postkalender. Als nun der Fürst einmal dem Herrn Oberkaiser nicht mit dem nötigen Respekt antwortet, wirft Majestät sein Kopfstissen zum Fürsten und es entsteht ein Handgemenge, das sicher blutig verlaufen wäre, wenn die Pfleger nicht Frieden gestiftet hätten. — Einem anderen Bett entsteigt ein Kranker mit den Worten: „Ja, ja, ich komme schon!“ er läuft an die Wasserleitung und telefoniert in den Wasserhahn hinein: „Ist dort meine Leibgarde? Bewaffnet euch bis an die Zähne und verhaftet sofort alle Pfleger hier. Meine Frau soll kommen und mir Kof und Hose bringen; die Wande hier hat mir ja alles weggenommen.“ Und ruhig legt sich der Mann wieder ins Bett. In drei Decken gewickelt und fest geschnürt, nur Kopf und Füße sichtbar, liegt auf einem Bett ein an Wutanfällen leidender Mann regungslos, aber wütend um sich sehend da, während sein Nachbar seit vier Tagen jede Nahrungsaufnahme verweigert in dem Wahne, die ihm gereichten Speisen und Getränke seien vergiftet; von dieser Idee läßt er selbst auch dann nicht ab, als ein Pfleger vorher in seiner Gegenwart von der Speise kostet. Der Kranke muß daher mit einem Schlauch durch die Speiseröhre und später, als er versucht, den Schlauch zu durchbeißen, durch die Nase gefüttert werden.

Heftige Faustschläge an einer Tür werden vernehmbar; es ist ein Zellenraum, an dem sich drei mit Eisenblech beschlagene Türen befinden, die in die Zellen führen. Meist nur nachts bekommen einige Zelleninsassen einen festen Strohsack nebst fester Decke — beides unzerreißbar — als Lager. In der ersten Zelle sitzt in einer Ecke ein älterer Mann; er ist mit einem „festen Anzug“ bekleidet, d. h. ein aus einem Stück gefertigter Anzug, der auf dem Rücken durch acht Schrauben geschlossen wird. In der Nebenzelle läuft der Patient völlig nackt von einer Wand zur anderen. Dann schlägt er mit der Faust gegen das Zellenfenster, dessen ein Zentimeter dicke und noch mit Draht durchflochtene Scheiben undurchsichtbar und unzerbrechlich sind. In der dritten Zelle haust ein Delirant, nur mit Hemd bekleidet; er sieht Käufe und Ratten auf dem Fußboden, Spinnen an den Wänden und macht Jagd auf sie.

(Schluß folgt.)

## Neuer Wandschmuck.\*)

Kein Erlahmen hemmt die Entwicklung der neuen Wandbilderkunst, die nun das zehnte Jahr ihres Schaffens bereits hinter sich hat. Frisch geht die Arbeit vorwärts, und gerade die Ernte dieses Jahres beweist, daß die Fühlung mit den Wünschen und Meinungen des Publikums fest ist und sicher arbeitet. Bei einigen Bildern gesteht man freudig überrascht zu, daß sie inniger geworden ist als je. Bei dem Rasen, das jeder kennt, ist angelegt, und vom Einfachen ist der Weg zu großen Eindrücken eröffnet. Die fremdartige Romantik, die sich an entrücktes Beträume wendet, ist in den Hintergrund gedrängt; das Wirklichkeitsbild, das die Sinne zu wachem Genießen reizt, gibt den Ton an. Es kommt ja nicht bloß darauf an, die Menschen zur landschaftlichen Natur überhaupt hinzuführen. In der Gegenwart hat die Aufgabe eine bestimmtere Fassung: gut ist das Naturbild nur dann, wenn es die kraftvollen Lebensgefühle in uns erregt. Das Weidliche, Süße, Hübsche gehört nicht an die Wand unserer Wohnung, auch dann nicht, wenn es — etwa als Wecker einer Erinnerung — im ersten Augenblick den Beschauer freundlich an sich zieht. Wenn nicht mehr in uns weckt als bloß ein Erinnern, mehrt es unseren inneren Besitz nicht, und auf einen solchen Gewinn kommt es einzig an. Kann ein Künstler das, was wir längst kennen oder zu kennen glauben, zu einem neuen Erlebnis machen, weil er uns zwingt, das Bekannte mit anderen Augen zu schauen — mit seinen Augen nämlich — so stellt solche Mehrung unseres seelischen Besitzes sich ein. Sie ist im Grunde ein Freiwerden von dem starren Gebundensein an einen einzigen Eindruck, den wir in uns ansiedelten.

Die besten Eigenschaften eines guten Wandbildes sammeln sich in dem neuen großen Wilde Hans von Volkmanns: „Blühende Rapfelder“ (Voigtländer, 6 M.). Frühere Blätter Volkmanns haben ganz wesentlich den schnellen Sieg der Künstlersteinzeichnungen

entscheiden helfen. Dies Bild nun wird viele neue Freunde den schon gewonnenen hinzuerobern. Wir lieben die weite offene Aderlandschaft, die sich in der Fülle des Lehrentreibens aufwölbt. Das vor Jahren geschaffene „Blühende Kornfeld“ ist geradezu volksmäßig geworden. Hier nun quillt die gelbe, gedrängte, in langen Wändern hingiehende Rapsblüte. In tiefer Ferne streift sie ins Bild hinein, von grünen Gras- und Palmflächen begrenzt. Ein leichtgeneigter Gang zur Linken ist mit vereinzelt rund niederen Feldbüschen besetzt. Gegen den fernen Horizont hinauf breitet sich dracher Grund, rostbraun kräftig gefärbt, in schmalen Linien. Zwei Leute schaffen dort, weiß heben sich ihre Hemden gegen den satten Grund ab. Vorn am Grashang hin schreiten zwei am Rapsfeld entlang, ein Mädchen mit der Hade, ein Feldarbeiter von einem Dadel gefolgt. Die Gestalten gehen auf in der weiten Landschaft, die sich unter Menschenhand gestaltet hat; sie gehören dazu: hier blüht das Werk und dort wird neuer Grund für späteres Blühen aufgedeckt und bereitet. Und über dem Ganzen ruht mittiglich schwer ein blaunüchtiger Sommerhimmel. Das Bild ist eine erdwürzige Harmonie von Gelb, Grün und diesem bleiernem, verhalten durchleuchteten Blau, der das schmale, von Grün durchbrochene und begrenzte Rosiro eine zugleich trennende und verbindende kräftige Steigerung gibt.

Ein schönes Aderbild voll bewegten Arbeitslebens hat der Rothemburger Wolf Hoffe geschaffen: „Ernte“ (Teubner, Leipzig, 6 M.). Ein Bild großen Formats. Das Korn liegt gebündelt und wird aufgeladen, kräftige Mäde im Vordergrund raffen die Schwaden zu neuen Garben zusammen. Die arbeitenden Gestalten sind auf diesem Bilde die Hauptsache. Das Vielerlei von Tätigkeit erzeugt den Eindruck emsiger, organisch verbundener Bewegung. Den größten Reiz üben aber einzelne Gestalten für sich aus. Das gerbentragende Mädchen zur Linken ist ein prächtiges Stück Erdenlust, das auch farblich das schönste im Bilde bedeutet, was aber nicht heißen soll, der Künstler habe die eine Gestalt vordrängt. Er hat mit leisem Zurückhalten gearbeitet und ein sehr wohlthuendes Ebenmaß der Stimmung erzielt. Ein drittes Aderbild — „Spätherbst“ von Kaiser-Eichberg (8 M.) — hat der Kunstverlag „Stein“, Berlin-Schöneberg, herausgebracht, der für eine Reihe lithographischer Blätter Kammersamkeit verdient. Dies Spätherbstbild hat hartwetterliche Kraft. Eine Gruppe hoher Föhren im Vordergrund, am Rande von Aderland, steht aus wie ein Zeuge alter Sturmerlebnisse. Der Himmel ist voll zertriebenen Gemüßes, das ohne Bewegung zu hängen scheint. Ein Bauer pflügt mit Ochsen den Ader herauf. Zwischen den Föhrenstämmen durch ist am Horizont, schwarz gegen weiße Helle gestellt, eine Windmühle sichtbar. In dem Bilde steckt trostige Kraft. Die edige, energische Art der Zeichnung holt das Charakteristische der Wirklichkeit solcher Wolken und Wetterföhren treffend und fesselnd heraus. Und mehr: sie hilft, aus dem Stück Natur ein Gleichnis zu machen, das den Beschauer nachdenklich beschäftigt.

Vor Jahresfrist traf Ulrich Weber mit einem kleinen frischen Bilde „Apfelblüte“ mitten ins Ziel. In Wandschmuckausstellungen für Arbeiter löste es erschüttert viel Freude aus. Zwei neue Bildchen von Weber übertreffen das genannte vielleicht noch an schlichter Schönheit. Das Blatt „Hollunderblüte“ (Teubner, 2,50 M.) ist ein besonders glücklicher Wurf. Auf engem Raum gibt es den vollen Frühlingstanz dörflicher Wege zwischen Bäumen hin. Diese beiden kräftig entwickelten Bäume mit den breiten, weißen Blütenflecken auf dem dichtgeschlossenen Laubgrün, das Schattendunkel unter der Blätterwölbung, das bühnen Entenfrieden auf dem Rasenfeld am Wege, daneben das Haus mit den weißgetünchten Wänden und den engen Fenstern, wie anspruchslos einfach ist das Wenige gegeben und wie gut doch hält das Bild fest. Es hat nichts von aufdringlicher Herzlichkeit, aber das Herz wird warm. Von der Lust des Blütenbaumes zeugt auch Webers „Bergfrühling“ (Voigtländer, 2,50 M.): die weißfroste Blütenpracht des einzelnen Baums über dem von saftigweißen Blütenstreifen durchzogenen Rasen jauchzt nur so in das Lichtblau des Berghimmels hinein. Neben dieser wildwachsenden Naturfreude wirkt die gepflegte glatte Ruhe des Parkflecks „Unter der alten Kastanie“ von Franz Hecker (Teubner, 2,50 M.) beim ersten Hinsehen fast befremdend. Aber auch dies Bild trifft die besondere Stimmung, die es ausdrücken wollte; es fordert indes eine gewählte räumliche Umgebung. Der noch zarten Lieblichkeit des aufstrebenden Lenzes widmet D. Vauriedl das große Blatt „Frühling im Gebirge“ (Teubner, 5 M.). Die Bildmitte nimmt eine herrliche Baumgruppe mit noch durchsichtig schleierndem Laub, den Vordergrund eine nach einem stillen Bergsee abfallende Grasmatte mit verstreuten weißen Blüten ein. Neben diesem das Bild beherrschenden hellen Grün wirkt eine reiche Skala grauer Töne, in die wieder das Däster einzelner Nadelbäume hineinwirkt. Oben im Gebirge liegt weißer Schnee, schleiert neblige Luft. Und unten der Frühling. Vauriedl hat die Kunst, die Kontraste zu packen, die dem Frühling des Gebirges seine herbe Schönheit geben.

Aus dem Sommer mitteldeutscher Berglande ist Auguste Reblers „Mühle im Tal“ (Voigtländer, 2,50 M.) genommen: ein mildfreundliches Stück Natur, in der sich Busch, Haus und Baum unten am burggekrönten Waldberge am Bach hin vertraut zusammendrängen. Erdfeuster, ferniger ist Fritz Gehers „Landschaft an der Berra“ (Kunstverlag Stein, 6 M.). Ein schmaler Kammbweg oben, der blaue Fluß unten, ziehen geradeb vom Beschauer in das

\*) Ein Teil der hier besprochenen Bilder ist zusammen mit anderen im Gewerkschaftshause ausgestellt. — Zur Orientierung für Interessenten, denen die Bilder nicht zu Gesicht kommen, seien der Katalog des Bildungsausschusses (mit Nachträgen für 1910), ferner Teubners und Voigtländers illustrierte Verzeichnisse empfohlen.

Bild hinein. Mitten in der Landschaft machen sich am Uferhang hinauf zwei überblühte Flächen von rosig dämmernder Farbe neben ganz hellem Rasengrün und tiefdunklem Laubgrün geltend. Wolkenschatten und Sonnenbelle tun ihre Wirkung: das Licht wandert. Aus dem norddeutschen Hügellande endlich stammt Th. Hermanns großes Bild „Seebild“ (Teubner, 8 M.). In sinkender Sonne liegt das Land mit Busch, Baum und Bauernhäusern um den See gelagert. Schon dämmernd herblich braunes Gold warm über Bäume und Wiesenbreiten hin. Von einem Heidehügel herab sieht man das Land über den See hinaus. Ein Ziegeldach schimmert hellrot, am Wege dort, der ins Gebüsch verläuft, leuchtet ein niederer Strich roter, weichgebalteter Hauswand unter tief niedergehendem Strohdach. Das Bild verdient viel Fremdbillichkeit. Zum Schönen, künstlerisch Wertvollsten, was der Kunstverlag Stein gegeben hat, darf das große Bild „Dämmerung“ gezählt werden, das Felix Krause geschaffen hat (8 M.). Die Dämmerung ist tief, bis zur Dunkelheit fast, hereingefunken. Noch zittert das Licht in leiser, flirrender Spur im dunklen Blau des Himmels, unten auf dem Erdboden ist schon alles ins Unbestimmte verdunkelt, nur allmählich löst sich einzelnes greifbar ab. In zwei Fenstern flammte schon helles Licht. Ein Paar, fast im Dunkel verborgen, wandelt den Weg hin, der am letzten Hause vorbei ins freie Feld zieht. Das Bild ist von geschlossener Einheitslichkeit der Stimmung.

Freundlicher städtischer Altertümlichkeit hat Fritz Sedert eine ganze Reihe Blätter gewidmet. Verhämte Ueberbleibsel der Vergangenheit, farbig stimmungsvoll gefäht, der Erinnerung und der Heimatfreude zueich geschaffen: ein Stück Alt-Frankfurt, die Nürnberger Burg, das Erd mit dem Herterichsbrunnen in Rothenburg, das Johannistor in Jena, der Henkersteg in Nürnberg, der Bild vom Kocker aus auf Schwäbisch-Hall. Diese im Anschluß an die Heimatlichungsarbeiten gepflegte Bilderart fördert eifrig der Teubnerische Verlag, wie die kurz aufgezahlte Reihe der neuen Bedertischen Blätter (je 2,50 M.) beweist. Ein Bild dann, wie Hans Hartigs „Altes Stadttor“ (Stein, 8 M.) will auch der Freude am Altertümlichen dienen; aber die Hauptfache ist ihm doch nicht die besondere örtliche Gegenständlichkeit, sondern das Ziel, den künstlerischen Ausdruck für Vergangenheitsstimmung zu finden, die noch in unseren Tag hineinragt. Als ein Stück unheimlich versteinertes Leben, das stumm ist und doch seine Sprache hat. Hartig gibt seinem riesigen, finsternen Stadttor eine verschneite Straße mit ganz niedrigen Häusern bei und läßt eine kleinstädtische gelbe Landpostkutsche eben in das Tor einbiegen. Die Zwerge wuseln diese Symbole winzigen Lebens zu Füßen des alten Giganten. Die Ehrfurcht des Malers vertritt sich ein wenig ins Bereich der bekannten Spötereie, bei der die lebendige Gegenwart schlecht wegkommt. Es ist schon gut, daß das Auge gerade Gelegenheit hat, auf ein so tagfrisches Bild wie Starbinas „Gendarmenmarkt in Berlin“ (Voigtländer, 5 M.) überzuwechseln. Ein Schneebild auch das. Die Weiz liegt es auf dem Pflaster, auf Dächern, Droschenverschlägen. Mächtig ragen in schwarzem Grau die alten Baulichkeiten empor. Aber ihr Ernst brüht das Gegenwartslieben nicht nieder. Das redt sich in Gestalt einer riesigen Plakatfäule im Vordergrund auf, die mit dem Gelb, Blau und Rot ihrer Plakate die ganze Sinfonie von Grau und Weiß höchst lebenslustig anstrahlt.

Die Meer- und Küstenbilder, die von den genannten Verlagsanstalten herausgebracht sind, muß man mehr als interessante Schauflüde, denn als eindrucksvolle Äußerungen künstlerischen Schaffens ins Auge fassen. Beno Diermers möwenumdrirten Felsklippen an der isländischen Küste (Voigtländer, 5 M.) legen sich dem Blick unberechtigt anspruchsvoll in den Weg. Die Popsche Felsenküste mit dem steinblotzschleudernden Polypthem am Ufer und dem Odysseuschiffe in der Brandung (Teubner, 6 M.) leidet daran, daß es dem Maler nicht gelungen ist, von vornherein die Illusion zu erwecken, daß Polypthem mehr als Menschengröße hat. Von den beiden Hafenbildern L. Sandroas (Stein, je 8 M.) sagt die „Alte Liebe zu Cuxhaven“ nichts besonderes; viel besser ist schon die „Alte Werft in Emden“, in der etwas von stidigen Nordseeebeln und alter trotziger Wucht ist.

Zum Schluß noch ein Wort zu der neuen Reihe Meisterbilder, die der Kunstwart (München bei Callwey) den bisher aufgesammelten Blättern hinzugefügt hat. Die Meisterbilder haben in jüngster Zeit Nachahmer gefunden, sogar solche, die durch Nachahmung ihres äußeren zeichnerischen Gewandes auf eine Täuschung des Publikums ausgehen. Aber die Meisterbilder wissen trotzdem davon zu bleiben. Nicht nur überzeugen die neuen Blätter wiederum von der ernsthaften Sorgfalt der Herstellung, die der künstlerischen Kraft der Originale möglichst wenig schuldig bleiben will und die technischen Mittel in ihren Möglichkeiten beherrschend ausbeutet (man betrachte nur einmal Liebermanns Reiter am Meer!) Sie stellen auch dem Gewande nach wirklich eine neue Reihe vor. Die einzelnen Blätter werden jetzt wie die von den Meisterbilder-Käufern oft beneideten Bilder der neueren Kunstwartmappen auf Karton befestigt gegeben: auf schönem, grauem Büttenkarton. Und das ohne Preiserhöhung: auch die Blätter der neuen Reihe kosten nur 25 Pf. Die zwölf neuen Blätter bringen Werke der verschiedensten Kunstzeiten: von der altlandrischen Kunst der Epyds und den Meistern der Frührenaissance herauf bis zu Schwind, Thoma und Liebermann. Wie sonst sind auch jetzt den Bildern wieder kurze Texte beigegeben, die den Beschauer mit sach-

frohem Rat sanft zu den Lebenswerten der Werke hinführen. Die Zahl der Blätter ist so hoch gestiegen, daß am zweiten Hundert nur noch zwei Blätter fehlen. Wünschen möchte man, das früher Erschienene würde nach und nach ebenfalls auf Büttenkarton geliefert. Franz Diederich.

## Kleines feuilleton.

Wie man früher Nahrungsmittelfälscher bestrafte. Die Klagen über Nahrungsmittelfälschung nehmen immer mehr zu, die Erzeugnisse der Chemie werden von gewissenlosen Geschäftsleuten mißbraucht und verhältnismäßig selten kommt es dazu, daß ein solcher Fälscher angefaßt und angemessen bestraft wird. Wie schade, daß der selige Jacques de Tourzel, Herr von Allègre und zahlreichen anderen Bemerklichkeiten, nicht mehr lebt, denn er wußte, wie man solche Sünder an der Volksgesundheit exemplarisch züchtigte. Im „Journal des Débats“ wird eine seiner Berordnungen aus dem Jahre 1481 mitgeteilt. Darin heißt es unter andern: „Jeder Mann und jede Frau, die vertüffelte Milch verkauft haben, erhalten einen Trichter in den Hals geschoben, und so viel Wassermilch wird in sie hineingegossen, als nach dem Urteil der Aerzte und des Vaders ohne Lebensgefahr möglich ist. Jeder Mann oder jede Frau, die Butter verkauft, in der Rüben, Steine oder andere Gegenstände eingemengt sind, um das Gewicht zu erhöhen, wird festgenommen und an unseren Pranger gefestigt. Dann wird ihr die Butter fest auf den Kopf gepreßt und so bleibt sie auf dem Blase stehen, bis die ganze Butter von der Sonne aufgetaut ist. Die Hunde mögen sie belecken und das Volk mag sie mit allen Schimpfwörtern belegen, die ihm einfallen, vorausgesetzt, daß dabei Gott, der König und andere nicht beleidigt werden. Ist die Witterung kalt, dann wird vor den Schuldigen ein Feuer angezündet, und jeder mag sie ansehen. Jede Frau und jeder Mann, der faule Eier verkauft hat, wird an den Schandpfahl gebunden. Die Eier aber erhält die Straßenzugend, die sie dann auf den Missetäter schleudern möge, um das Volk zu belustigen. Doch ist es verboten, mit anderen Gegenständen zu werfen, als mit den faulen Eiern.“

### Mineralogisches.

In Erwartung des Eisfeldes. Gold hat einen stärkeren Magnetismus, als er je in einem Stück Eisen steckt, und jede Nachricht über einen neuen Goldfund gleicht einer epidemischen Gefahr, die sich leicht mit einer choleraähnlichen Geschwindigkeit ausbreiten und zahlreiche Erkrankungen herbeiführen könnte. Es ist daher auf alle Fälle gut, die neuen Nachrichten aus dem Eisfelde mit kritischen Blicken und Vorsicht zu betrachten. Die unbelehrte Menschheit ist geneigt, zwei Erfahrungen, so oft sie sich auch wiederholen, immer wieder zu vergessen. Die eine besagt, daß sehr oft ein blinder Lärm von reichen Goldschätzen geschlagen wird, der bald in eine große Enttäuschung aufgeht. Die andere Tatsache ist, daß die Gewinnung von Gold nicht überall gleichbedeutend ist mit der Gewinnung von Reichümern. Namentlich das Wachen von Gold aus Ablagerungen der Flüsse ist häufig ein recht undankbares Geschäft. Am Rhein gibt man sich längst nicht mehr damit ab und begnügt sich am „Rheingold“ in der Sage und in der Oper. Auch die großen asiatischen Flüsse führen sämtlich Gold herab, das an ihren Gestaden, namentlich in China, auch gewaschen wird. Der Ertrag aber ist bei mühsamster Arbeit ein so geringer, daß nur die ärmsten Leute sich dazu verstehen. Aber auch aus der deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte könnte man lernen, daß die Hoffnungen auf den Goldgehalt unserer Gebirge zwar zeitweise neu erweckt, aber auch ebenso häufig hintergangen zu werden pflegen. Es sind jetzt rund vierzehn Jahre vergangen, seit die Nachricht eine nicht geringe Aufregung hervorrief, daß im Fichtelgebirge erhebliche Goldfunde gemacht worden seien. In der nahen Umgebung des Gebietes war schon früher Gold gewonnen worden. Dieser Umstand hätte als Warnung dienen müssen, aber die ersten Analysen des Goldgehalts brachten so erstaunliche Ergebnisse, daß die höchsten Erwartungen hervorgerufen wurden. Da nun auch die geologische Formation, in der sich diese Ablagerungen gefunden hatten, eine solche war, in denen reiche Goldlager am besten zu erwarten sind, und da dies Gestein eine Ausdehnung von wenigstens 14 Quadratkilometer besaß, so erwartete man damals, ein Kalifornien auf deutschem Boden sich entwickeln zu sehen. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Die erste Nachricht, die eine Erschütterung der Hoffnungen herbeiführte, besagte, daß das Gold nicht in Aderu sondern nur als Körnchen und Blättchen vorkomme. Später konnte nur noch festgestellt werden, daß zum mindesten die Art des Goldvorkommens nicht richtig dargestellt worden war. Man hatte sich durch den Fund einiger Quarzstücke, in denen angeblich das Gold mit bloßem Auge zu erkennen war, zu übertriebenen Folgerungen und Darstellungen hinreichend lassen. So ruht das Fichtelgold seinen jahrhundertelangen Schlaf auch jetzt noch weiter. Damals kam es nicht dazu, daß größere Kreise von einem eigentlichen Goldfieber ergriffen wurden. Man sollte aber aus dieser und vielen anderen ähnlichen Geschichten beizeiten die Lehre ziehen, daß Nachrichten von dem Vorhandensein von Gold in irgend einem Gebirge mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.